

Thank God it's Christmas! – Predigt zu Lukas 2  
an Heiligabend, 24. Dezember 2025

I

Thank God it's Christmas! Gott sei Dank: es ist Weihnachten. Es ist Weihnachten, und wir sind jetzt hier, liebe Schwestern und Brüder. Wir lauschen der Musik und den bekannten Worten, wir singen die Lieder, alles ist zart und innig und ernst - und begeistert und überschwänglich zugleich. Die großen und die leisen Töne, sie liegen ganz nah beieinander an Weihnachten. Ganz nah beieinander liegt das Verletzliche und Schützenswerte und das, was laut in die Welt gerufen werden will. Und alles andere, was wir wahrnehmen und mitbringen und denken und fühlen, drängt sich in den engen Raum dazwischen. Und hier sitzen wir nun damit. Gott sei Dank.

*Thank God, it's Christmas* singen Freddy Mercury und die britische Rockband Queen in ihrem Weihnachtssong, und es klingt eher nach „Gott sei Dank, wir haben es bis hierher geschafft“ als nach einem kraftvollen „Jauchzet, frohlocket“. *„Es war ein langes, hartes Jahr“*, singt Queen, *„wir hatten unseren Teil an Tränen, Hoffnungen und Ängsten. Wir leben in unruhigen Zeiten – aber jetzt, für eine Nacht: ist es Weihnachten, Gott sei Dank.“*

Wie auch immer Sie angekommen sind in diesem Abend: Weihnachten ist da. Und was wichtig ist, hat Raum. Was beherrschend war, rückt an den Rand. Wo es trostlos aussah, lässt sich die Hoffnung blicken.

Weihnachten ist da. Mit großen und mit leisen Tönen sagt es: *Fürchtet euch nicht. Es gibt Grund zur Freude. Es gibt Hoffnung auf Frieden.*

II

Ja, es sind große Töne. Vielleicht sollten wir uns, wenn wir sie hören, klar machen: die Nachricht der Engel vom Frieden auf Erden hat vor gut 2000 Jahren genauso wunderbar und utopisch geklungen wie heute. Wir haben uns schon zu sehr daran gewöhnt, um es jedesmal zu merken, aber die Weihnachtsgeschichte macht auf leichte Weise etwas ganz Gewaltiges: Sie verändert unsere Perspektive. Sie rückt den großen Cäsar Augustus, den Herrscher des ganzen bekannten Erdkreises, völlig an die Seite. „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging“, so beginnt Lukas seine Erzählung. Und dann ist der Imperator nicht mehr als die Einleitung zum eigentlichen Geschehen: dass nämlich irgendwo in der Provinz ein Baby zur Welt kommt. Ein Kind wird geboren – und ein neues Zeitalter bricht an. Nicht in Rom, dem Zentrum der Welt; nicht in herrschaftlicher Umgebung. Sondern in einer zugigen Notunterkunft. Die ersten, die nach den Eltern davon erfahren, sind Hirtinnen und Hirten auf dem Feld in der Nähe. Ihr gefährlicher und eintöniger Job war wichtig, aber schlecht bezahlt. Sie hatten die wertvolle Schafherde in den kalten und dunklen Nächten vor Raubtieren und Überfällen zu schützen, aber die Schafe gehörten ihnen nicht. Eigentum war sehr ungerecht verteilt, und wer keins hatte, konnte sich kaum hocharbeiten oder mit einer abgesicherten Zukunft rechnen. Hirtinnen und

Hirten lebten am Rand der Gesellschaft, am Rand der Armut, am Rand der Lebensmöglichkeiten.

Und Weihnachten rückt sie ins Zentrum. Mit Licht direkt von oben, kosmischem Leuchten und göttlichen Boten, die jeden kaiserlichen Herold in den Schatten stellen.

Was für eine Erzählung.

Die Weihnachtsgeschichte ist keine idyllische Legende, sie spricht eine sehr konkrete, eine politische Sprache. Lukas nimmt den Herrschaftsdiskurs der Zeit auf und verwandelt ihn.

„*Euch ist heute der Heiland geboren, Christus, der Herr*“, sagen die Engel den Hirten – und verwenden damit Worte, die in der Alltagswelt des römischen Reichs für Augustus vorbehalten waren. Er wurde *Soter*, genannt, griechisch für *Heiland* oder *Retter*, und *kyrios*, der *Herr*. Die Hirten auf dem Feld, die Leserschaft des Lukasevangeliums hat die politische Herausforderung sofort gehört: Welchem Herrn, welchem Retter sollten sie folgen, Jesus oder Cäsar?

Und die Engel machen es noch deutlicher. Wie jemand Macht hat und herrscht, erkennt man an den Insignien, den Zeichen, die sie umgeben, wir kennen das auch heute: Putin beeindruckt am meterlangen Tisch, Trump mit der Masse an Lügen, die geglaubt werden müssen und der Nationalgarde; Cäsar Augustus konnte man am Zepter und der Befehlsgewalt über die römischen Armeen erkennen.

Und welche Macht, welche Möglichkeiten bringt Jesus in die Welt? Was ist sein Zeichen? „Ihr werdet finden ein Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“

Nicht Schwert und Zepter zeigen den Weg in die Zukunft, sondern in Windeln gewickelte Nacktheit. Nicht Soldaten und Armeen garantieren Frieden und Sicherheit; Heerscharen von luftigen Engeln behaupten Gottes Gegenwart in der Welt und himmlischen Frieden auf Erden. Sie freuen sich über - ein Baby.

III

Weihnachten lenkt unseren Blick auf ein Neugeborenes.

Die Geburt eines Kindes ist die überraschende Weise, wie Gott in die Welt kommt.

Eine derartige Verkörperung Gottes hat Menschen seit jeher irritiert und erstaunt. Gott muss doch groß sein und Stärke demonstrieren! Mehr als alle anderen können! Wer das nicht tut, wird von den Starken nicht ernst genommen. Wer in der Welt bestimmt, muss leistungsstark sein und sich auch mit Gewalt durchsetzen können!

Nun aber zeigt Gott sich verletzlich und zart, ist angewiesen auf Fürsorge und Schutz. Das führt uns das auf eine andere Spur als die die üblichen Vorstellungen von Macht, Größe und Gottesphantasien.

Und wir staunen und versuchen zu verstehen:

Das ist nicht das Gegenteil von göttlicher Kraft – sondern ihr Anfang.

Sie beginnt dort, wo wir uns eingestehen, dass wir einander brauchen. Dass Neues nicht aus Kontrolle entsteht, sondern aus Hingabe. Nicht aus Perfektion, sondern aus Beziehung. Das gilt für kleine, persönliche Bezüge – und für komplexe strukturelle Zusammenhänge. Es braucht dafür, in einem ersten Schritt: Vertrauen. Oft, meistens, fehlt es.

Was für ein Vertrauen hatte Gott, dass er sich als Baby in die Hände von Menschen gelegt hat! „Das Wort wurde Fleisch“, so beschreibt es Johannes, der Philosoph unter den Evangelisten: Das göttliche Wort, das die Welt geschaffen, die Energie, die das Leben erst in Gang gebracht hat – nimmt sich zurück, macht sich klein, macht sich nackt, macht sich schutzlos. Gott, über den hinaus etwas Größeres nicht gedacht werden kann – Gott wird ein Baby.

Vielleicht berührt uns die Weihnachtsgeschichte deshalb, weil sie uns zeigt:

Auch in uns gibt es etwas, das angewiesen ist.

Auf Fürsorge.

Auf Schutz.

Auf Zuwendung.

Auf ein Gegenüber, das uns sieht.

Die Weihnachtsgeschichte erinnert uns daran:

Das ist nicht das Gegenteil von göttlicher Kraft – sondern ihr Anfang. Das ist Grund und der Beginn der Freude.

Dieser Blick auf die Wirklichkeit läuft quer zur Alltagslogik, zu Überzeugungen und auch Erfahrungen, wie das Leben funktioniert. Und er war damals nicht naheliegender und logischer als heute. Die Erzählung von Lukas ernst zu nehmen, fordert heraus – im wahrsten Sinne des Wortes. Er fordert, dass wir heraustreten aus dem, was wir glauben und für wahr halten, aus einem Weltbild, das uns in uns und um uns überall begegnet. Die Weihnachtsgeschichte fordert mich heraus, mein Denken, meine Hoffnung, mein Vertrauen anders zu verankern. Eine andere stabile Mitte zu suchen als die Sicherheit von Herrschaftsmacht und Befehlsgewalt und Leistungsstärke. Diese andere Mitte heißt: Offenheit. Vertrauen. Angewiesensein. Fürsorge.

Da leuchtet der Stern. Da schlägt das Herz der Welt. Da, wo die Liebe ist. Da ist Gott.

IV

Die Weihnachtsgeschichte mutet uns viel zu mit dieser Herausforderung. Und ich glaube, wir müssen uns persönlich und auch gesellschaftlich dieser Zumutung stellen, um voranzukommen. Die Krisen unserer Zeit zeigen so offensichtlich, wie verletzlich wir sind und wie angewiesen aufeinander. Ich glaube: damit auch auf einer gesellschaftlichen und politischen Ebene das Vertrauen wachsen kann, die Verletzlichkeit zu schützen und im Angewiesensein einander beizustehen, müssen wir auf einer persönlichen Ebene damit beginnen, uns zu zeigen – offen; verletzlich; vertrauensvoll; fürsorglich. Damit wir vorankommen, sollten wir in unseren alltäglichen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen unseren wachen Kopf einbringen

– und unser zartes, liebendes, ängstliches Herz mitreden lassen wie auch unseren verletzlichen, lebendigen Körper. Die leisen Töne einbringen in die großen Themen.

Gerade weil sie schwer sind, diese Themen - wenn wir als Ältere und Alte, als junge Erwachsene und als Jugendlichen miteinander sprechen in unseren Familien, gerade weil es uns alle, aber verschieden angeht, das neue Wehrdienstgesetz, die „Kriegstüchtigkeit“ und die Renten, die Klimakrise und die Stabilität demokratischer Strukturen, gerade deshalb braucht unser Miteinander es, dass wir miteinander teilen, was uns bewegt. Nicht nur, was wir denken und meinen. Das auch. Aber die Begegnung und die Bewegung beginnt da, wo wir miteinander teilen, was uns Angst macht und was uns Hoffnung gibt. Was uns erschreckt und worauf wir vertrauen. Es ist gar nicht so leicht, das zu tun, und den Eltern, den Kindern, nur den Menschen, die ich liebe, meine Angst spüren zu lassen. Mute ich ihnen nicht zu viel zu? Oder auch meine Sehnsucht oder meine Kraft. Sich so zu zeigen, braucht safe spaces, geschützte Orte. Wir brauchen sie zuhause und im öffentlichen Raum.

„Friede auf Erden“ ist nichts, was vom Himmel fällt. Friede ist ein Wort, das Fleisch werden will. So wie ein Baby in eine Familie hineingeboren wird und täglich Zeit braucht und Zuwendung, um zu wachsen. So will Friede wachsen in uns, zwischen uns und über uns hinaus.

Denn der Friede des Evangeliums ist kein „jetzt ist alles gut“; der „Frieden des Evangeliums bedeutet nie Konfliktfreiheit, sondern eine

unaussprechliche, göttliche Stärkung im Zentrum des Konflikts“. Hier kommt die himmlische Wirklichkeit ins Spiel, die Erkenntnis, dass es einen Frieden gibt, der menschliches Begreifen übersteigt – und der sich eben nicht darin äußert, dass plötzlich alle einer Meinung sind, dass es keine unterschiedlichen Interessen mehr gibt, dass wir nicht mehr miteinander streiten müssen. Irdischer Frieden, wie die Engel ihn zusprechen, hat aber auch zu tun mit einer lebendigen, intakten Gottesbeziehung – mit dem „Ehre sei Gott in der Höhe“, einen Atemzug davor. Also mit der Anerkennung einer Instanz, die über den Menschen hinausgeht. Wenn und wo Gott in die Welt kommt, ist Gnade da, das heißt: es entsteht eine neue Perspektive auf das Leben insgesamt, menschliche Logiken und Zusammenhänge verändern sich, der Zeitgeist erhellt sich, komplexe Problemstellungen werden gewendet. In der Regel nicht von jetzt auf gleich, sondern durch langwierige Arbeit.

Das Leben der Hirten war nicht plötzlich leicht und gut und sorgenfrei. „Die Hirten kehrten wieder um“, erzählt Lukas. Sie sind zurückgegangen in die Dunkelheit. Wieder angekommen in der Kälte und bei ihrem Knochenjob, einen geschützten Ort zu hüten, einen safe space. Mit der Aufmerksamkeit, mit der sie das Leuchten vom Himmel wahrgenommen haben und ihm gefolgt sind, machen sich wieder daran, Ausschau zu halten nach wilden Tieren. Fröhlich kehren sie zurück an ihre alte Aufgabe: Gute Hirten zu sein. Zu hüten, was es zum Leben braucht. Zu behüten, was ihnen anvertraut ist.

„Es war ein langes, hartes Jahr“, vielleicht auch für uns persönlich – sicherlich global. „Wir hatten unseren Teil an Tränen, Hoffnungen und Ängsten. Wir leben in unruhigen Zeiten.“

Und es ist Weihnachten geworden. Gott sei Dank. Und wir können Weihnachten ernst und Gott beim Wort nehmen: als Wirklichkeit, die Kraft hat, die Welt zu verändern. Dazu braucht es uns, als gute Hirtinnen und Hirten der Liebe. Also solche, die es Weihnachten sein lassen. Nicht nur heute. Sondern jeden Tag. *Let it be Christmas every day.*

Amen.